

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Badische Landes-Zeitung. 1870-1918 1899**

52 (31.3.1899) Badisches Unterhaltungsblatt, Nr. 76



Nr. 76.

Karlsruhe, Freitag, den 31. März

1899

Nachdruck der Originalaufsätze des Unterhaltungsblattes ist unteragt.

### Zuchhei, am Rhein!

Humoristischer Roman. Von Karl Böttcher.

(Nachdruck verboten.)

Wichtig zieht Mimi ihre hübschen Schultern in die Höhe. „Ich probier' ja auch bloß an. Ich muß doch wissen, was mich am besten kleidet. Die fremden Herren — sie befehligen die Nase ganz oben an der äußersten Spitze ihres toupierten Haarknotens und tänzeln dann zu Fräulein Berger hin: „Was meinen Sie — so?“

Ruhig weiter strickend, entgegnet die alte Dame gleichgiltig: „Sehr schön!“

„Der — so?“ Mimi hält die Rose an die linke Seite des Haarknotens.

„Auch schön.“

„Nein — so!“

„Genausfalls sehr schön.“

Unwillig zieht Mimi die Oberlippe in die Höhe. Die Arme noch erhoben, um die unwiderstehliche Wirkung der Rose in ihrem Haar auszuprobieren, schmolzt sie:

„A — a — ach? Sie müssen's mir ordentlich sagen, Fräulein Berger.“

„Ein hübsches Mädchen ist immer hübsch. Wo die Rose sitzt, ist ganz egal.“ erwidert diese zerstreut, während ihre Finger von neuem in dem Strickföhrchen auf die Suche gehen. „Da ist er ja!“ ruft sie plötzlich erfreut, indem sie einen kleinen Knäuel roter Strickwolle auf den Tisch legt.

In diesem Augenblick stolpert der Diener wieder herein, um mit seinem dümmsten Gesicht zu melden, daß er den Wollknäuel nicht aufreiben könne. Auf Fräulein Bergers Bemerkung, daß sie denselben inzwischen selbst gefunden habe, stößt er sein starrrotes „Bon!“ heraus und verläßt mit einer verunglückten Verbeugung vor der defollierten, eleganten Mimi pffrig grinsend das Zimmer.

Inzwischen hat Mimi sich mit allen möglichen Schmucksachen beladen. Saphirgehänge funkeln in ihren kleinen Ohren; eine übergroße Diamantbroche hält auf der Brust die Spitzenpotants der grünlich schillernden Seidenrobe zusammen; um den weißen, etwas zu vollen Hals schlingt sich eine dreifache Schnur mattglänzender Perlen, und die nackten Arme sind fast zur Hälfte bedeckt mit Spangen und Ketten jeder Art.

Noch ein tolettes Hin- und Herwiegen vor dem großen blühblanken Spiegel, ein Ziehen an der knappstehenden Taille, ein letztes Zupfen an den sorgfältig geträufelten Stirnhärchen — und Mimi tritt mit einem tiefen, an die Hofverbeugungen gemahnenden Knix — ein Ueberbleibsel ihrer Tanzstunden-erinnerungen — vor Fräulein Berger.

„Nun, wie gefalle ich Ihnen jetzt?“

Zum erstenmale blickt die alte Dame auf.

„Sehr schön! Das muß ich sagen. Zum Heiraten schön!“ ruft sie enthusiastisch.

Mimi lächelt selbstgefällig.

„Ja — a — a? Zum Heiraten?“ . . . Doch plötzlich ändert sie ihren Ton. „Weshalb haben Sie eigentlich nicht geheiratet, Fräulein Berger?“ fragt sie neugierig.

Ein Seufzer entringt sich der Brust der alten Jungfer. „Früher — als ich jung war — da habe ich garnicht ans Heiraten gedacht. Und dann — hab' ich's überhaupt vergessen.“

Mimis Augenbrauen schnellen in bedächtigender Weise in die Höhe, sodasß sie fast unter den tiefhängenden Stirnlöchern verschwinden.

„A — a — ach? Wie kam man nur das Heiraten vergessen.“

Fräulein Berger antwortet nicht. Sie ist bereits wieder mit ihrem Stricktrumpf und der Kaffeetasse beschäftigt.

„Wissen Sie, wie man das nennt?“ fragt Mimi schnippisch.

Gleichgiltig schüttelt Fräulein Berger den Kopf.

„Das nennt man Sizenbleiben!“ spöttelt Mimi.

Das alte Fräulein, welches die einmalige Blüte des Lebensmaies längst verpackte, versucht zu lächeln. Dann spült sie mit einem langen Schluck Kaffee Mimis Impertinenz hinunter.

„Ich — o, ich möchte nicht sitzen bleiben.“ philosophiert Mimi weiter, indem sie den Schmuckkasten zuklappt und einen zärklichen Blick auf das mitgebrachte Buch wirft. „Nein, ich möchte nicht sitzen bleiben.“

„Sie bleiben auch nicht sitzen, Fräulein Mimi. Ein solch hübsches Mädchen — und reich!“ tröstet die alte Jungfer.

Blitzschnell dreht Mimi sich nach der Sprecherin um.

„Ich bin ein guter Bissen für einen Mann, nicht wahr?“

Dann nickt sie, die Hände in die Hüften gestemmt, um die Wirkung ihrer schlanken Taille auszuprobieren, ihrem Spiegelbilde zu und öffnet gerade den Mund, um eine neue Weisheit loszulassen, als die Thür aufgeht.

Ruhig und ernst tritt eine schlankte, hohe Mädchengestalt ein, in der Hand einen offenen Brief.

„Ich suchte Dich schon überall, Mimi.“

Beim Klang dieser auffallend tiefen, wohlklingenden Stimme läßt Mimi ihr verwunderndes „A — a — ach?“ hören. Doch ist sie so sehr in ihr Spiegelbild vertieft, daß sie vergißt, zu fragen, weshalb die Freundin sie überall gesucht habe.

„Mein Mütterchen schreibt mir soeben, meine Schülerinnen seien aus Italien zurückgekehrt.“ fährt das schöne Mädchen in bedauerndem Tone fort. „Ach, nun ist's für mich bald aus mit der Herrlichkeit am Rhein!“

„A — a — ach? Wie schade!“ ruft Mimi enttäuscht.

„Dann wird's hier wieder langweilig. . . . Und Du mußt wieder arbeiten, ochen, büffeln. Arme Sigrid!“

Ein sonniges Lächeln huscht über die edel geschnittenen Züge des Mädchens.

„Das hat auch sein Schönes.“ bemerkt sie freundlich.

„Das finde ich nicht.“

„Doch! Wenn die Kinderchen mit großen Augen aufmerk-  
sam lauschen; wenn man sieht, wie der kleine Geist nach und nach  
geweckt wird und sich bildet und begeistert für alles Schöne,  
Edle —“

„Das kann ich mir vorstellen,“ läßt sich aus dem Erker her  
Fräulein Bergers etwas heifere Stimme vernehmen, und die  
Blicke der alten Dame hängen mit schwärmerischer Zärtlichkeit  
an dem großen schönen Mädchen, das in der edlen Begeisterung  
für seinen Beruf doppelt anziehend ist.

„Vorhin war ich auch einmal begeistert!“ ruft Mimi trocken  
dazwischen.

Sigrid unterdrückt ein leichtes Lächeln.

„Du?“ fragt sie verwundert.

„Ja, ich. Mein neues Buch ist endlich angekommen.“ Und  
Mimis Hand streicht zärtlich über den roten, goldschnittgezierten  
Einband.

Mit einem Blick überfliegt Sigrid den Titel.

„Die Kunst zu heiraten,“ liest sie halblaut.

Jetzt gerät Mimi wirklich in so etwas wie Begeisterung.

„D Sigrid, das ist ein Buch, sage ich Dir — so etwas  
Interessantes hast Du noch nie gelesen. Wer das gut studiert,  
kann beim Heiraten nicht reinfallen. Das ist ganz unmöglich.“

„Danach bleibt auch wohl niemand mehr sitzen,“ fragt  
Fräulein Berger gutmütig, während sie einen inspiszierenden Blick  
in die dickbauchige Kaffeekanne wirft.

„Soweit habe ich noch nicht gelesen,“ erwidert Mimi wichtig  
thuend.

„Beim Heiraten kommt's einzig und allein aufs Herz an.  
Da hilft ein solches Buch garnichts,“ wirft Sigrid etwas  
spöttisch ein.

„Was?“ fährt Mimi auf. „Bei unseren heutigen Männern  
kommt's hauptsächlich darauf an, was ein Mädchen sonst noch  
hat. Ein Herz hat's so wie so. . . Und da ist ein solches Buch  
ein wahres Labial, eine wahre Perle.“

„Romeo und Julia haben keine „Kunst zu heiraten“ ge-  
braucht, meine liebe Mimi!“

„Haben sich die denn auch gekriegt?“

Mit einem mitleidigen Lächeln, in das sich ein ganz klein  
wenig Geringschätzung mischt, blickt Sigrid schweigend die naive  
Fragerin an.

Wie die beiden Mädchen so nebeneinander stehen, kann man  
sich kaum einen größeren Gegensatz denken. Die eine im knapp  
anschließenden, einfachen und doch überaus eleganten, tauben-  
grauen Tuchkleid — die andere in jewelienüberladener, hell-  
seidener, tiefdekolletierter Gesellschaftsrobe. Das durchgeglühte,  
bleiche Antlitz der einen unrahmt von einer Fülle dunkler Haare,  
die sich weich an die Schläfen schmiegen, den oberen Teil der  
kleinen Ohren verdecken und im Nacken in einen kunstvollen  
griechischen Knoten geschlungen sind — das runde, stets ein  
selbstgefälliges Lächeln zur Schau tragende Gesicht der andern  
gekront von einem übergroßen Loupet rotblonder Haare, in denen  
sich noch zwei voll aufgeblühte Rosen brüsten. Die Bewegungen  
der einen ruhig, edel, harmonisch — diejenigen der andern ent-  
weder bläsiert langsam oder hastig, sich überstürzend. . .

Mimi ist augenscheinlich mit der Wirkung ihrer Robe für  
heute abend zufrieden. Sie verschwindet und kehrt bald darauf  
im bequemen, blauweiden Morgenrock zurück.

Inzwischen blickt Fräulein Berger unruhig über den Garten  
hinweg auf die Straße. Der Laufend auch! Wo der Herr  
Biesemann heute bleibt! Er pflegt doch sonst nicht so lange am  
Stammtisch zu hocken. . .

Während Sigrid am Schreibtisch Platz nimmt, um an ihre  
Mutter zu schreiben, ergreift Mimi gähmend das Buch „Die  
Kunst zu heiraten“, legt sich bequem auf der Chaiselongue zu-  
recht und beginnt zu lesen.

Da springt die Thür auf und herein fliegt mit ausgebreiteten  
Armen Else Dahlheim.

„Guten Tag, Kinder!“

„Guten Tag, meine Else!“ ruft Sigrid herzlich, die Freundin  
umarmend.

„Guten Tag, „Köschen vom Rhein,““ brummt Mimi mokant  
von ihrem bunten Lager her.

Else macht eine humoristisch wegwerfende Bewegung.

„So? Habt ihr's auch gelesen? Ach, laßt doch die Dumme-  
heiten!“

„Nein, die Zeitung hat ganz recht,“ ruft Fräulein Berger  
dazwischen. „Hübsch ist sie, die Fräulein Else und stets mit  
Fröhlichkeit geladen ist sie auch.“

„Und sie schießt auch immer los,“ vollendet Else mit einem  
anmutigen Aug vor der alten Dame.

Allgemeine Heiterkeit. . . Dann fragt Fräulein Berger  
etwas ängstlich:

„Haben Sie nicht Herrn Biesemann gesehen?“

Else nickt eifrig.

„Gewiß, er ging soeben mit dem Stammtisch am Rhein ent-  
lang. Da wurde debattiert, mit den Händen gefuchelt, gegrie-  
gramt — huh!“

„Weiß der liebe Gott, was seit gestern mit dem Stamm-  
tisch los ist!“ seufzt das alte Fräulein. „Es ist gerade, als ob  
eine Schraube locker geworden wäre.“ Noch einen Blick wirft  
sie hinans in den Garten. Dann schüttelt sie ärgerlich den grauen  
Kopf. „Ich will mich doch einmal ums Essen bekümmern. Die  
drei Pensionsfreundinnen sind ja auch so schön beieinander. Da  
bin ich alte Jungfer sowieso überflüssig.“

Damit rafft sie ihr Strickzeug zusammen und entfernt sich  
mit freundlichem Gruß.

Eine kurze Pause tritt ein, während welcher Mimi gleich-  
mütig in ihrem Buche weiter liest.

Jetzt, da die Luft rein ist, und die drei Freundinnen allein  
sind, springt Else vom Fauteuil empor.

„Kinder!“ jubelt sie, „ich weiß eine Neuigkeit!“

„Neuigkeiten, die giebt's ja garnicht mehr,“ meint Mimi,  
gähnt und vergißt dabei, die Hand vor den Mund zu halten.

„Doch, eine wirkliche Neuigkeit! Etwas für Dich, Sigrid.“

„Für mich,“ lächelt diese, indem sie auf dem bordeauxroten  
Plüschtopha Platz nimmt und Else neben sich zieht. „Kaus  
damit!“

(Fortsetzung folgt.)

### Schmerzen.

Auf wenigen Gebieten irren wir noch so sehr im Dunkeln, wie  
auf dem der Schmerzempfindung. Warum trägt der eine einen  
Schmerz, ohne eine Miene zu verziehen, bei dem ein anderer in  
Krämpfe fällt? Hat der eine wirklich weniger Schmerzen als der  
andere, oder besitzt er eine stärkere Willenskraft? Das Bäuerlein  
vom Lande läßt sich ohne Schmerzenslaut den Zahn ziehen: der  
hochgebildete Mann, der sonst seinen Willen wie einen Soldaten  
diszipliniert hat, stöhnt und ächzt und schreit bei dieser Operation,  
als ob ihm die Haut abgezogen würde. Einmal sah ich einen Sol-  
daten, so plaudert R. Franceschini im „Verl. Vol.-Anz.“, der an  
der Wange geschnitten und dann mit dem Glühstein gebrannt  
wurde. Er mußte nicht. Der Operateur sagte ihm, nachdem er  
ihn verbunden: „Sie werden vielleicht ein Wundstieber bekommen,  
nehmen Sie dieses Pulver und legen Sie sich nieder.“ Der Soldat  
aber legte das Pulver zur Seite, stopfte sich eine Pfeife und rauchte,  
vergnügt der Maß Wein und dem Kalbsbraten entgegensehend,  
welche ihm der Arzt für den Fall, daß er sich die Gesichtswunde weg-  
nehmen lasse, versprochen hatte. Was war nun das? Hatte der  
Mann, ein mittelgroßer, nicht einmal sehr kräftig gebauter Steyrer,  
kein Schmerzgefühl überhaupt, und wenn es wirklich, wie einige  
neuestens annehmen, spezifische Schmerznerve geben sollte —  
gefunden hat sie noch keiner — haben sie bei diesem Soldaten ge-  
fehlt? Der Mann ist ja nur ein Beispiel für viele. Die  
Einzurgen machen in dieser Richtung ganz merkwürdige Er-  
fahrungen.

Wie aber auch die Fähigkeit, Schmerzen zu ertragen, verschieden  
ist, und wie schwer es daher erscheint, allgemein gültige Bilder des  
Schmerzes zu entwerfen — einige Schmerzgefühle giebt es doch,  
welche so populär sind, daß nur wenige Menschen ihnen für die  
Dauer des Lebens entgehen dürften: das Zahnweh, Kopfschmerz und  
— sit venia verbo — das Bauchweh. Dieses Trio nicht aus eigener  
Erfahrung kennen, heißt wohl, ein außergergewöhnlicher Mensch sein,  
und es giebt in der That solche, aber sie sind so selten wie Zwerge  
und Giganten. Welches von den dreien das Unangenehmste ist,  
darüber wird es wohl verschiedene Meinungen geben. Wahrschein-  
lich immer dasjenige, was sich gerade in Aktion befindet. Wenn  
wir uns Schmerzgefühle wieder in aller Lebhaftigkeit in Erinne-  
rung rufen könnten, so vermöchten wir die Vergleichung wohl anzu-  
stellen. Da dies aber glücklicherweise nicht der Fall ist, so sind wir  
auf schwache Erinnerungsbilder angewiesen, und da muß ich für  
meine Person sagen, daß mir unter den drei Dingen der unge-  
bändigte Schmerz eines kranken Zahnes weitaus als der nieder-  
trächtigste erscheint.

Es sind bei ihm alle Bedingungen gegeben, um einen Menschen  
rasend zu machen. Und wie tödlich diese höllische Erfindung eines  
menschenfeindlichen Dämons heraufschleicht! . . . Man denkt nicht  
daran, bis einmal, etwa nach Tisch, das Gefühl einer kleinen Spannung  
irgendwo im Munde eintritt. Das Bedürfnis, mit der Zunge zwischen die  
zwei Zähne zu dringen, wo die Unbehaglichkeit zu sitzen scheint, ist sehr  
groß. Ein Zahnloch fördert ein Partikelchen Speisereste heraus, hinter-  
läßt aber eine zwar nicht gerade schmerzliche, aber auch nicht an-

genauere Empfindung, etwa so, wie wenn in dem Zahn eine Säge arbeitete, deren dicht nebeneinander stehende Spitzen aus feinen, weichen Böttchen bestanden. Das ist, wie gesagt, noch immer kein Schmerz; aber es gehört schon ein wenig Energie dazu, um dabei zu arbeiten, namentlich mit dem Kopfe. Nach und nach tritt aber der Zahnstocher immer häufiger in Thätigkeit; er zeigt sich schon ein wenig rot gefärbt, weil durch ungestümes Bohren ein kleines Blutgefäßchen verletzt wurde. Der Drang, mit den Zähnen zu knirschen, macht sich heftig geltend. Noch sind keine eigentlichen großen Schmerzen da. Man legt sich nieder und preßt, schon erregt, die vibrierende Kopfseite auf das Kissen. Die Kühle thut gut! Aber was ist das? Dampf steigt es aus dem Kiefer heran; ein leises Pochen. Es wird zum Klopfen. Auch das Klopfen wird — der Erfahrene kennt diese Sprache eines in der Tiefe grollenden Zahnerven — immer stärker; wie heftige, starke Pulsschläge lobt es zwischen Wange und Zahn. Auf einmal scheint alles heranzuzustreben; eine Niesenkraft scheint den Kiefer sprengen zu wollen. Es zerrt an den Wangen, zu den Augen hin, bohrt sich durch das Schädeldach hinein in den Kopf und führt einen höllischen Hammerschlag, der alle Nerven in Aufruhr bringt. Dann sinkt es zurück wie ein verhallender Ton, aber nur, um gleich wiederzukommen, stärker und heftiger als zuvor, und so wiederholt es sich bebend, pochend, klopfend und hämmern, reizend, bis die Bettische des schleimhautmordenden Krebses auf die cariöse Stelle fällt oder bis der Zahnarzt interveniert.

Mit diesem elementaren Aufruhr kann das gemeine Kopfweh nicht in die Schranken treten; höchstens noch der, Migräne genannte, halbseitige Kopfschmerz. Ihn muß man allerdings auch nachsagen, daß er gelegentlich zu einer fürchterlichen Geißel werden und die Bitterkeit des Lebens bis fast zur Unerträglichkeit steigern kann. Die Migräne scheint in dem vorderen Teil des Kopfes zu sitzen und kommt plötzlich wie ein feindlicher Ueberfall. Der Schmerz hierbei ist nicht klopfend und reizend, wie beim kranken Zahn, sondern pressend oder er gleicht der (vorgestellten) Empfindung eines fort und fort hindringenden Bohrers. Und so schrecklich ist manchmal dieses Bohrgelühl, daß die Empfindlichkeit bis zum äußersten gespannt wird und man vor jedem Geräusch, ja vor der leisesten Veränderung in der Bewegung der Zimmerluft einen förmlichen Todeschrecken bekommt, sobald es wohl begreiflich ist, wenn an diesem Uebel Leidende die Zimmer verbunkeln und den Kopf in die Bettkissen bohren, um nichts zu sehen und zu hören. Dennoch hat dieser Kopfschmerz vor dem Zahnweh etwas Wichtiges voraus: Sobald Schlaf eintritt, endigt auch der Anfall; man steht mit freiem Kopf auf und die Sache ist mindestens für einige Wochen erledigt. Von dem letzten der oben erwähnten „Wehs“ eingehender zu sprechen, ist hier nicht der Ort, obgleich es eigentlich das populärste aller Schmerzgefühle darstellt und obgleich feiner, dem es je begegnet, daran zweifelt, daß es auch gelegentlich die Fähigkeit besitzt, einen Menschen aus dem Bannkreise der guten Erziehung herauszuwerfen und ihn zu einem stöhnenden, knirschenden, schreienden Geschöpf zu machen.

Das Schreien bei Schmerzen scheint ein wenig befreiend zu wirken, wie es Menschen giebt, welche mit Hilfe einiger Kernfische den heftigen Ausbruch einer Gemütsstimmung zurückdrängen. In solcher Beziehung sind wir den Alten voraus. Heute gilt es allgemein als Zeichen von Wohlergehen, mit Schmerzaussäuerungen möglichst zurückhaltend zu sein. Der gestittete Mensch jammert nicht, sondern zieht sich mit seinem Schmerz zurück. Die Alten scheinen da ganz anderer Ansicht gewesen zu sein. Homer läßt selbst den Kriegsgott Mars, sobald diesem die Lanze des Dionedes zwischen die Rippen fährt, so gräßlich schreien, „als schrien zehntausend wütende Krieger zugleich, sobald beide Heere sich entsehten“.

Einige Jahrhunderte nach dem homerischen Zeitalter würde die Iliade eines hellenischen Dichters wahrscheinlich nicht mehr von so vielen Schmerzschreien durchsetzt gewesen sein. Denn mittlerweile trat der spartanische Stoizismus auf, welcher das lautlose Ertragen von Schmerzen geradezu zu einem Erziehungsmoment machte. Man muß sich aber dennoch hüten, darin eine Art von Kulturfortschritt zu erblicken. Der Indianer thut daselbe, was der gebildete Europäer: er erträgt Schmerzen mit Würde und Zurückhaltung. Der große Verbrauch von Lusiagas und Cocaïn bei den Zahnärzten beweist, daß bei den civilisierten Völkern die Freude an einer stoischen Lebensführung immer mehr abzunehmen scheint. In der That hat die Welt jetzt andere Sorgen, als den Schmerz herbeizuwünschen, um einen Beweis der Willensenergie zu liefern. Alle Tendenz geht im Gegenteil darauf hinaus, Schmerzen möglichst zu lindern oder ganz hintanzuhalten. Den sonderbaren Ehrgeiz des eifrigen Sklaven und späteren Philosophen Epiktet, der seinem Herrn, als ihm dieser im Zorne das rechte Schienbein zertrümmerte, lächelnd das linke hinbot, teilen heute wohl nur mehr wenige Menschen. Wer einmal bei sich eine regelrechte Darmolik mit ihren fürchterlichen Schmerzen mittels einiger Tropfen Morphinum vertreiben hat, kennt die Seligkeit des, einen weichen Schmerz begleitenden Gefühls. Das ist nicht, wie Schopenhauer meint, nur die Freude an der Abwesenheit des Schmerzes, sondern es ist ein positiver Genuß.

## Wir Deutschen fürchten Gott, sonst nichts auf der Welt.

Zu Bismarcks Geburtstag.

Im Deutschen Reichstag stand ein Kiese,  
Ein Kiese, der dem Dämon gleich!  
Wer wagt Germania zu höhnen?  
Wer wagt zu schmäh'n das Deutsche Reich?  
Die ganze Welt begann zu lauschen,  
Als er die stolzen Worte rief,  
Bei denen durch die deutschen Herzen  
Ein Schauer von Begeisterung lief.  
Das waren Niesenflammenzeichen,  
Sie lobten zum Himmelszelt:  
Wir Deutschen fürchten unsern Herrgott  
Und fürchten sonst nichts in der Welt!

Und dies Gebet, das jener Kiese  
In der Begeisterung uns gelehrt,  
Ist unser Heiligtum geworden,  
Und giebt die Schärfe unserm Schwert.  
Das hohe Wort, das lehrt uns beten  
Und giebt den Stolz in uns're Brust,  
Es ist das Kleinod, das der Deutsche  
Im Herzen trug, ganz unbewußt.  
Und Bismarck hat den Schatz gehoben,  
Der höher steht, als Gut und Geld.  
Wir Deutschen fürchten unsern Herrgott  
Und fürchten sonst nichts in der Welt!

Es hat die junge deutsche Flotte  
Sich noch in keinem Krieg bewährt;  
Und doch ist sie von allen Völkern  
Und in der ganzen Welt geehrt.  
Sie trägt den Geist des großen Bismarck  
Und hält gar treue Flaggengewalt.  
Und als die brave Flottenmannschaft  
Hinabstaut in die Todesnacht,  
Da klang ein Hurra noch dem Kaiser,  
So sticht der echte deutsche Held:  
Er fürchtet einzig seinen Herrgott  
Und fürchtet sonst nichts auf der Welt.

Wenn am politischen Horizonte  
Sich Wolken türmen noch so schwer,  
Das Wetterleuchten Sturm verkündet  
Und Blitze jagen um uns her,  
Dann blüht es stolz aus unsern Augen  
Das heilige Feuer edler Gnut  
Und aus den Bismarckssäulen lobet  
Des deutschen Volkes Löwenmut.  
Und wenn die heiligen Flammen schlagen  
Zu ihm hinauf, der Wache hält,  
Dann fürchten wir wohl unsern Herrgott  
Und fürchten sonst nichts auf der Welt.  
Kaisersruhe, Baden. Fritz Könhilbt,

## Litterarisches.

\* Auf einer Warmortafel wollte die Freiburger Universität ihrem Landesherren und Rector magnificentissimus, dem Großherzog von Baden, zu seinem 70. Geburtstage ihre Glückwünsche darbringen. Diese eigenartige Idee künstlerisch zu gestalten, ward Louis Quailon berufen, der junge Berliner Bildhauer, der vor einigen Jahren durch sein Standbild der Amazone mit einem Schlege eine europäische Berühmtheit geworden ist. Er hat seine Aufgabe, wie nicht anders zu erwarten war, vortrefflich gelöst in einem Relief, das über einer breiten Inschrift steht. Die idealen Frauengestalten der vier Fakultäten nahen im feierlichen Zuge huldigend dem Fürsten, der sie links auf dem Throne sitzend, empfängt. Formen und Farben (dem das Relief ist durchgehends gefärbt) sind monumental empfunden im antiken Stil. Wertwürdig, wie unser Jahrhundert an seinem Ausgang in der Plastik wieder der Antike zuneigt, in deren Bann es in seinem Anfang gestanden hatte! Adolf Hildebrand, Arthur Volkmann und nun noch Quailon stehen in einem nicht minder intimen Verhältnis zur Antike, als der einst Gottfried Schadow, Thorwaldsen oder Carstens. Freilich liegt zwischen beiden Künstlergruppen nicht nur ein Jahrhundert, sondern eine Welt von Erfahrungen und neuen Anschauungen. Man hat bei unseren antiktisierenden Bildhauern von heute die Empfindung, daß sie der Kunst des Altertums vorurteilsloser, nativer, einer freien Wahlverwandtschaft gehorchend, gegenüberstehen. Sie folgen nicht einer ästhetischen Archäologie, sondern die Archäologie folgt ihnen. Ein beachtenswertes Zeichen der Zeit! Einer unserer jüngeren Archäologen, Franz Studniczka, hat sich veranlaßt gesehen, dem Relief Quailons eine eingehende Betrachtung zu widmen im neuesten Heft (März) der Zeitschrift für bildende Kunst (Leipzig, Verlag von C. A. Seemann; Preis pro Semester 16 M.).

\* Unser Bismarck. (Gedächtnis-Ausgabe.) Von C. W. Alers und Hans Krämer. (20 Lieferungen à 50 Pf.) Stuttgart. Union Deutsche Verlagsgesellschaft. Die beiden zur Ausgabe gelangten Hefte 13-16 führen das Bismarck Leben in Bild und Wort vor. Es ist bekannt, wie

fehr der Fürst den pommerischen Aufseß liebt, wie gern er dort Erholung sucht, soweit die stets dringende Arbeit es zuließ. Verfasser und Künstler haben es vortrefflich verstanden, dieser Rolle im Leben des großen Staatsmannes Rechnung zu tragen; mit Interesse folgt man der Schilderung des einfachen Kreises und des ländlichen Verkehrs, dessen Mittelpunkt der Schlossherr war. Auch Buchers Verdienste und Eigenschaften werden liebevoll charakterisiert. Der Bilderschnitt ist wie immer ein glänzender; von besonders interessanten Blättern nennen wir: Barziner Hochzeit, Bismarck im Bollbart, Lothar Bucher, vom Frühstück des Fürsten, Bismarck im Schneegestöber spazierend u. An die Schilderung Barzins schließt sich das Kapitel Friedrichruh an, dessen Einleitung bereits vorliegt. Hier ist das besonders interessante Bild: Kundigung der Dresdener Liedertafel, 21. Mai 1892, zu erwähnen. Das treffliche Werk kann als echtes deutsches Hausbuch warm empfohlen werden. Deutsches Verlagshaus, erschienene Broschüre, die das wertvollste Material aus dem gleichnamigen großen Werke des russischen Staatsrats v. Bloch wiedergibt, das den Jaren zur Einberufung der Friedenskonferenz veranlaßte. Knapp gefaßt und für jedermann verständlich, giebt die Broschüre einen Ueberblick über die Wirkungen der modernen Waffen.

**Verchiedenes.**

**Eine Schwester des Bruder Heinrich.** An den „Bruder Heinrich“ des Alexianer-Klosters Marienberg erinnert lebhaft eine Verhandlung, welche soeben vor dem Leipziger Landgericht gegen die Armenhaus-Wärterin Einhorn stattfand. Die würdige Dame stand unter der Anklage der jahrlässigen und vorzähligen Körperverletzung. Sie hat mehrere Injassinnen des Krankenhauses fortgesetzt geschlagen und auf andere Art mißhandelt. U. a. rieb sie den Frauen mit verunreinigten Bettlaken im Gesicht herum und einer 70jährigen Frau D. goß sie mit den Worten: „Na, warte, alter Freund, jetzt kommt eine kalte Douche!“ drei Eimer eiskalten Wassers über Kopf und Körper, als diese im Bade saß u. i. w. Nach Meinung des Anstaltsarztes hätte der letztere Vorgang den sofortigen Tod der Greisin im Gefolge haben können. Als der Beichnam der schließlich an Altersschwäche verstorbenen Frau D. untersucht wurde, fanden sich am ganzen Körper blutunterlaufene Stellen. Die Behörden sind sofort mit aller Energie eingeschritten, als ihnen die erste Kunde von dem Tode der Wärterin wurde, denn es besteht die ausdrückliche Ordre, daß niemand geschlagen werden darf. Das Landgericht erkannte auf ein Jahr Gefängnis.

**In der eigenen Falle gefangen wurde** lt. „N. Z. B.“ ein Herr B. auf Schloß L. (Thurgau), beiläufig gesagt ein ebenso reicher als geiziger Sonderling, der seinen eigenen Schwiegerjohn des Diebstahls in dem für seine Verhältnisse lächerlich kleinen Betrag von 450 Frs. beschuldigte. Der Beklagte bestritt natürlich die Schuld und es machte ihn keine Mühe, durch Zeugen seine Schuldlosigkeit nachzuweisen. Nunmehr drehte sich das Blättchen. Der Staatsanwalt beschuldigte den Schloßbesitzer, wesentlich falsche Anklage erhoben zu haben. B. wurde verhaftet und gegen eine Kaution von 100 000 Frs. wieder in Freiheit gesetzt. Unterdessen reichte seine Gemahlin, die ihn nur wegen seines Reichthums geheiratet hatte und ein lieb- und freudloses Dasein triefete, Ehescheidungsklage ein. Zum Zwecke der Vermögensauseinandersetzung zwischen den beiden Ehegatten wurde eine amtliche Inventarisierung angeordnet. Wohl um seine bessere Ehehälfte in Nachteil zu bringen, beschloß der rücksichtsvolle Gemann, einen Teil seines Vermögens zu verheimlichen und in Sicherheit zu bringen. Er füllte ein Kofferchen mit seinem Schatz und ließ es durch seinen Gütsverwalter auf einem Stofkarren zur Bahn bringen, wo er selbst zur Abreise bereit war. Allein der Herr Statthalter zu Steckborn hatte von dem Vorhaben auf irgend eine Weise Wind bekommen. In demselben Moment, als B. den Zug besteigen wollte und der getreue Helfer sein Kofferchen abließerte, trat ein Landjägerwachtmeister auf die beiden zu und verhaftete sie. Im Kofferchen befand sich die schöne Summe von 1 600 000 Frs. in Gold, Banknoten und Wertpapieren. Den größten Nutzen aus dem ganzen Skandal tragen unzweifelhaft Gemeinde und Staat davon, hatte doch B. bis heute die lächerlich kleine Summe von 600 000 Frs. versteuert. Durch die Inventarisierung und ihre unmittelbaren Folgen ist nun auch der Steuerbetrug an den Tag gekommen.

**Belohnte Tierfreundlichkeit.** Eine reiche holländische Dame hat einem Bahnsteigdiener der Holl. Eisenbahngesellschaft, der ihren Schoßhund stets mit besonderer Zärtlichkeit behandelte, wenn er ihn ins Kupee brachte, die Summe von 40 000 Gulden vermacht. Der betreffende Bahndiener war, unter Beifügung des Reisegeldes, ersucht worden, dem Begräbnis der Dame in Silberzum beizuwohnen. Nach dem Begräbnis vernahm er dann die freudige Kunde. Bahnsteigdiener ist er nicht geblieben. Man sieht daraus, daß es manchmal auch vorteilhaft ist, „auf den Hund zu kommen“.

**Eine Begegnung mit der Königin Viktoria.** Zu dem Zeitpunkt, wo die Königin von England wieder ihren bevorzugten Punkt an der Azurküste, Ciemiez, aufgesucht hat, bringt die französische Presse eine Anekdote, in der die Königin, die Prinzessin Beatriz und die „alte Josefine“ eine Rolle spielen. Letztere hat sich das besondere Wohlwollen der Königin erworben, die ihre Bekanntschaft an dem Eingange einer auf einer Anhöhe gelegenen kleinen Kirche nahe ihrem Hotel machte. Josefine verkaufte Rosenkränze, Bildchen, Medaillen u. i. w. an einem für ihr Geschäft ganz besonders günstig gelegenen Punkte. Eines Tages kam die Königin in ihrem Fahrstuhl in die Nähe und schickte die Prinzessin Beatriz hinauf, damit sie sich der Aussicht freue; diese war prächtig, aber die alte Höckerin nahm gerade den prächtigsten Platz fort. Die Prinzessin bat sie nun, ihre Sachen etwas bei Seite zu rücken. „Warum denn aber, wenn's gefällig ist?“ brummte die Alte. „Weil man von Cuereem Standpunkte besser das Meer sehen kann.“ „Na, das Meer ist Gott sei Dank breit genug, daß jeder es nach Herzenslust, wie er will, bewundern kann. Warum geht die Dame nicht auf den Hafendamm?“ Die Prinzessin mußte ob dieser Ablehnung lachen und lehrte zu ihrer Mutter zurück. Die Königin, die einen Scherz mit Leuten aus dem Volke liebt, ließ sich nun zur Alten hinauffahren. „Nein, Madame,“ beugte die Alte schon vor, „wenn Sie glauben, Sie könnten mit ihrer Maschine meine Bude wegdrängen, täuschen Sie sich aber ganz gewaltig.“ — „Aber meine gute Frau...“ — „Gute Frau, gute Frau, ist so schlimm nicht.“ — „Aber wenn Sie mir ihre Bude verkaufen wollten, dann würden Sie mir doch gewiß erlauben, an dieser Stelle Platz zu nehmen.“ Die Alte öffnete erst staunend den Mund, dann sagt sie triumphierend: „Sie wissen wohl nicht, daß ich hier für 50 Franken Ware habe.“ — „Meinetwegen,“ erwiderte die Königin und ließ einen der Diener den Betrag der Frau eingehändigen. Die Alte fällt fast auf den Rücken. „Wenn Sie ein feidenes Kleid an hätten, Madame, und wenn Sie im zweispännigen Wagen kämen, würde ich sagen, Sie wären die Königin von England, denn ich weiß, daß sie hier irgendwo in der Nachbarschaft wohnt.“ Und damit betrachtete sie geringschuldig das Leinenkleid der Königin. Diese ließ sorgfältig alle die erstandenen Denotomalien nach dem Hotel bringen. Die alte Josefine erfuhr nun zwar bald, wer ihr Kunde gewesen, ließ sich aber deshalb nicht aus der Fassung bringen. Als die Königin wieder einmal erschien, sagte sie beide Schürzenzipfel, machte einen Krax und bat um Verzeihung, daß sie die Königin nicht erkannte. „Aber ich dachte, eine Königin müsse immer einen Wagen und Pferde haben.“ Dann trat sie den früher bestrittenen Platz der Königin ab. Diese aber kaufte noch häufiger Medaillen und anders bei der Alten, ging auch ein paarmal in die kleine Kirche — sündige Reporter wollten deshalb schon von einer Konversion wissen.

**Spuerisches.**

**Zeitungs humor.** Schön sagt Kilian Specht in einem Heftbrief von der Riviera (i. „Feld-Post“ Nr. 67): „Die mehr oder minder schönen Deros, die hier (in Monte Carlo) ihr Winterlager aufgeschlagen haben, blieben dem Balle (zur Einweihung des Palace-Hotels) fern, und mit ihnen fehlte die ganze tolle Bewelt, die in diesem Paradiese vom Burzelbaum der Erkenntnis naset.“ — In dem Bericht des „Chemnitzer Tageblattes“ vom 17. März über ein Konzert des Chemnitzer Lehrer-Gesangsvereins wird von einem Sänger gesagt: „Wenn er, um die Details der Lieber an sich deutlich zu schildern und unter sich klar voneinander abzuheben, zuweilen das Charakteristische auf Kosten des Schönen hervorhebt, so werden auch dies manche ihm als Vorzug anrechnen, während wir darin seine Achillesferse erblicken.“ Der Kritiker scheint damit einen schwachen Punkt in den Leistungen des Sängers bezeichnen zu wollen, das stimmt aber nicht, denn die Fäuste Achills waren gesund und kräftig. — Die „Friedrichshauer Zeitung“ spricht von einem Gnadenlaß des Königs von Italien, durch den u. a. bestimmt wird: „Für Frauen und mehr als 20 Jahre alte Greise, sowie für Minderjährige unter 18 Jahren tritt entweder Straferlaß oder Herabminderung um 3 Jahre ein.“ In Italien scheint es mit den jugendlichen Greisen noch schlimmer zu sein als bei uns. (Aus dem Briefkasten des „Klabberabalsch“.)

**Sonderbarer Wunsch.** Professor (zu seiner ihm soeben angetrauten, beim Abschiede von ihrer Mutter in Schmerz aufgelösten Gattin): „Emma, sei ein Mann!“

**Bilderrätsel.**



Verantwortlicher Redakteur: Otto Reuß in Karlsruhe.